

## Anna WEIDENHOLZER

### Funkenschläge

Wenn der Wind weht, fliegen die Vögel schnell, wenn der Wind über Wiesen streicht und dabei Muster legt. Im Winter trägt der Wind den Schnee davon, das Eis bleibt liegen, darunter das Gras, darunter die Erde. Was ist unter der Erde, fragt das Kind an Marias Hand. Der Erdkern, antwortet Maria. Ist der Erdkern wie ein Apfelkern, fragt das Kind, wachsen aus dem Erdkern neue Erden. Ich weiß es nicht, sagt Maria, der Erdkern ist sehr heiß und er ist weit entfernt.

Kannst du mit dem Kind spazieren gehen, fragt Marias kleine Schwester einmal im Jahr, und Maria zieht ihre Schuhe an, weil die Frage keine Frage ist. Sie streift den Mantel über, sie wickelt den Schal um den Hals, sie hilft dem Kind in die Stiefel. Wenn Maria das Kind an der Hand mit nach draußen nimmt, Handschuh in Handschuh, wenn sie für es in den Himmel deutet, wenn sie sagt: Siehst du es kommen, dort hinter der Wolke, schließt ihre kleine Schwester im Haus die Wohnzimmertür. Sie schmückt den Christbaum, sie legt Geschenke aus, sie deckt den Tisch. An den Fenstern hängen Strohsterne, die von rotem Garn zusammengehalten werden, Engel stehen neben dem Fernseher, die Krippe ist mit Moos bedeckt. Die Wohnzimmertür wird verschlossen sein, wenn Maria mit dem Kind nach Hause kommt, sie wird es bis zum Abend bleiben, bis die Schwester mit der goldenen

Glocke läutet, und die Christbaumkerzen werden brennen, wenn Maria die Tür öffnet und die Geschenke nach Namen sortiert auf Stapeln liegen. Der größte Stapel wird dem Kind gehören.

Zu Weihnachten isst die Familie Bratwürste. Weihnachten ist das schrecklichste Fest im Jahr, sagt Maria, wenn ihre kleine Schwester Mitte November am Telefon fragt: Du kommst doch wieder. Maria, hörst du mich. Manfred freut sich, das Kind freut sich. Was wäre Weihnachten ohne dich. Maria atmet dann ins Telefon, sie sagt eine Weile nichts. Du brauchst gar nicht zu überlegen, was machst du sonst. Ich könnte zu Hause einen gemütlichen Abend verbringen, denkt Maria dann, ich könnte im Bett liegen, ich würde ein paar Gläser Wein trinken, ich könnte fernsehen. Weißt du, ich überlege noch, sagt Maria ins Telefon, vielen Dank für die Einladung. Du brauchst nicht zu überlegen, Weihnachten feiert man nicht alleine, sagt die Schwester, du kommst zu uns. Wir holen dich vom Bahnhof ab, ich hoffe, du schaffst es dieses Jahr schon früher. Das Kind wünscht sich eine Blockflöte. Bitte bring keine Kekse, ich werde genug gebacken haben.

Am Bahnhof steht dann Manfred, er sagt: Sie muss noch Kekse backen. Er nimmt Maria die Tasche ab, sie umarmen einander kurz, Maria streicht über seinen Rücken, Manfred klopft auf ihren. Ich parke dort hinten, wir müssen schnell sein, der Wagen steht im Halteverbot, sagt Manfred und geht los. Maria ist zuerst zwei Schritte hinter ihm, holt ihn aber schnell ein. Sie sagt: Ich habe meine Handschuhe vergessen. Wir leihen dir welche. Sie fragt: Seit wann gibt es die Pizzeria

## XU Zechen

### Das Winterfest gleicht dem Neujahr

Im Alter sieht man das Leben und den Tod anders. Ab dem 70. Lebensjahr sprach meine Großmutter auf einmal mit großer Vorliebe über den Tod, was in den 20 Jahren zuvor nicht der Fall gewesen war. Damals war jeder Tag ein Gewinn und sie lebte das ganze Jahr hindurch in fröhlicher Emsigkeit. Ihre höchst positive Lebenseinstellung rührte von einer fast tödlichen Erkrankung im 50. Lebensjahr. Verdächtige Bläschen wurden in ihrer Lunge entdeckt, die mehrere Krankenhäuser zwar nicht erklären konnten, jedoch genauso einhellig feststellten. Es war tiefster Winter, das Neujahr stand bevor. Die Ärzte sagten zu der Familie: »Kehren Sie heim und bereiten Sie ihr Ableben vor. Sie wird das Neujahr nicht mehr überleben.« China befand sich damals in den aschgrauen 1970er-Jahren, als Ärzte genau die gleiche Autorität besaßen wie der große Vorsitzende Mao. Die Familie weinte, setzte die letzte Geldreserve mit einer zusätzlich geborgten Summe ein, um ein weiteres Spital aufzusuchen, das vom Militär betrieben wurde und in einer 50 km entfernten Großstadt am Meer lag. Diese Entfernung war an sich nicht groß, aber für eine Bäuerin, die zeitlebens einen Bewegungsradius von 5 km hatte, kam sie dem Ende der Welt gleich. Zum ersten Mal sah sie eine Großstadt mit Hochhäusern und Autos, wo Menschen schwarze Lederschuhe trugen. Ihr kam alles

paradiesisch vor und der Tod konnte ruhig kommen. Sie war bereit. Nach einer langen Untersuchung informierte ein Arzt die Familie: »Auch wenn die Krankheit nicht beim Namen genannt werden kann, sterben wird sie nicht. Sie soll normal weiterleben, bis der Tag irgendwann kommt.«

Meine Großmutter kehrte also von der Schwelle zur Unterwelt wieder heim und war voller Lebensfreude. Sie hielt sich an die Anweisungen des letzten Arztes, wurde 70 und erfreute sich bester Gesundheit, als wäre die Todesgefahr nie da gewesen. Aber sie fing an, über den Tod zu sprechen. Ich war noch im Gymnasium beziehungsweise auf der Universität und kam nur in den Ferien nach Hause. Sie erzählte mir dann immer, XY und YZ seien während meiner Abwesenheit gestorben, so, als ob sie eine Totenliste herunterlesen würde. Meine Oma war Analphabetin und konnte nicht abstrakt oder logisch über den Tod philosophieren und drückte nur ihren, oft geheimnisvollen, Instinkt aus. Ein Wind ging, und sie sagte, jemand sei tot. Eine dunkle Wolke schob sich vor die Sonne, und sie kündigte an, XY würde eine Krankheit erleiden. Eine Sternschnuppe erhellte den Nachthimmel, und sie teilte mit, XY würde bald sterben. Als ich wieder einmal in den Sommerferien zu Hause war, schlotterte sie im Korbsessel und erklärte, diesmal würden mehrere Menschen von uns gehen.

In der Tat wollen betagte Menschen manchmal miteinander aus dem Leben scheiden. Ein 75-Jähriger wird gerade begraben, und ein 74-Jähriger folgt gleich nach. Innerhalb kürzester Zeit sterben mehrere Menschen. Ich machte mir darüber keine Gedanken, bis meine Großmutter ab ihrem

## Werner SCHANDOR

### Eine rosa Brille für Steve

Die Galavorstellung endete zwanzig Minuten vor Mitternacht. Die Besucher strebten ins Foyer des Theaters und eilten auf die Getränkebar zu, um sich mit Sekt einzudecken. Ich hielt mich abseits des Gedränges, holte stattdessen meinen Mantel aus der Garderobe und stieg die Treppen zum Außenbalkon des Hauses hoch, um mir einen guten Blick auf die Feuerwerke zu sichern, die die Stadt um Schlag zwölf in ein rauchverhangenes Farbengewitter verwandeln würden. Alles in allem fand ich Silvester furchtbar: Das feuchtfröhliche Hinübergleiten in ein sogenanntes Morgen, das dem Gestern wie aufs Haar glich, mit dem man aber Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen verband, die spätestens beim Kater, mit dem man am nächsten Vormittag dem Neujahrskonzert im Musikverein beiwohnte, schon wieder vergessen und verweht waren – das alles war lächerlich. Doch so sehr ich das Getue um Silvester verabscheute, so sehr genoss ich doch den Anblick von Feuerwerken. Sie gehörten zu jenen Dingen, die mir eine kindliche Freude bereiten konnten und meine müden Augen zum Leuchten brachten – zumindest für den kurzen Moment, in dem so eine Blume aus Feuer am Himmel erblühte.

Die Raucher hatten den Balkon in Beschlag genommen. Schlotternd und von einem Bein auf das andere tre-

tend scharten sie sich in ihren Anzügen und Abendkleidern um die Standaschenbecher wie Obdachlose um Mülltonnen, aus denen es etwas zu holen gibt. Vereinzelte Farbblitze zuckten über der Stadt auf. Ich grub die Hände in die Taschen meines Mantels, zog den Mantelkragen hoch, um von niemandem angedredet zu werden, und lehnte mich an die Brüstung des Balkons. Die Silhouetten der Dächer zeichneten sich im Aufleuchten der ersten Feuerwerksraketen gegen den Himmel ab. Die Luft war überraschend mild – sie fühlte sich mehr nach Spätherbst als nach Winter an. Noch zehn Minuten. Weitere Gäste kamen, die Sektgläser schon in den Händen, auf den Balkon. Unten in den Straßen waren nur noch wenige Autos unterwegs. Aus dem Theaterfoyer brandete Stimmengewirr auf, immer wenn jemand die Tür zum Balkon öffnete. Ich legte meinen Kopf in den Nacken und blies Atemwölkchen in die Dunkelheit, als sich, wie ich aus den Augenwinkeln heraus wahrnahm, etwas Glühendes mit rasender Geschwindigkeit meinem Gesicht näherte. Jemand rief noch »Achtung!« Das war das Letzte, woran ich mich erinnern konnte. Vor dem Aufwachen.

Ich schlug die Augen in einem fremden Zimmer auf. Das Erste, was ich – etwas verschwommen – erblickte, war ein dreieckiger Haltegriff, von dem, eine Armlänge über meinem Kopf, eine Fernbedienung baumelte. Ich lag in einem Krankenbett, zu meinen Füßen, am Rohrgestell vom Fußende des Bettes, war ein Flachbildschirm montiert, der ein diffuses Licht im Zimmer verbreitete. Konturlose Wohlfühlmusik waberte leise durch den Raum, dessen Wände hell-ocker gestrichen waren. Auf dem Monitor an meinem Bett waren

**CHI Li**

## **Das Neujahrsfest in Wuhan**

Vor sehr langer Zeit eröffnete LU Xun seine Novelle *Glückwunsch* mit dem Satz: »Das Jahresende nach dem alten Kalender ist immer noch am authentischsten.« Er hat recht. Im Nu ist fast ein Jahrhundert vergangen und alles hat sich gewandelt. Zum Jahreswechsel sehen wir überall dieselbe Weihnachtsaufmachung mit demselben Feuerwerksspektakel. In Wuhan mit seinen großen Straßen und engen Gassen jedoch, im Herzen seiner Bevölkerung und dem stillen Gang der Natur, ist LU Xuns Wort wahr geblieben: Das Jahresende nach dem alten Kalender ist immer noch am authentischsten, und das Neujahr in Wuhan ist das echte chinesische Neujahr, unser Neujahr.

In Wuhan fangen die Neujahrsfeierlichkeiten schon mit dem Winterfest an, in aller Ruhe, aber zielstrebig. Die Menschen übersehen diesen Tag, an dem in der Regel die Sonne scheint, nie. Gleich morgens hängen Frühaufsteher ihr eingelegtes Fleisch auf, das im Sonnenstrahl dunkelrot glüht und die Erwartung von einem hellfrohen Neujahrsfest mit Leckerbissen wachruft. Ehe man es sich versieht, hängen schon überall in der dreigliedrigen Stadt am Yangtse Pökelfleisch und -fisch. Wer das noch nicht gemacht hat, wird spätestens jetzt daran erinnert und besorgt eilends Fleisch und Fisch zum Einlegen. Große Krüge, Tonschüsseln und Schöpfer,

die das ganze Jahr hindurch ihr Schattendasein fristeten, werden rasch hervorgeholt; Hausfrauen legen ihre Wintermäntel ab, krepeln die Ärmel hoch und beizen die schön gestapelten Frischwaren reichlich mit Salz und Pfeffer, um sie sieben oder acht Tage später ebenfalls voller Stolz und Freude in der windigen Dezembersonne aufzuhängen, die für Wuhan einen unschätzbaren Segen darstellt und alles, was man aufhängt, mit Duft und Geschmack durchtränkt. Der Dezember in Wuhan ist voller Magie, der man sich nicht entziehen kann.

Unmittelbar nach dem Winterfest wird das Wasser im Fluss kälter, die Fische und Garnelen fester, das Gras welker, die Ahornblätter röter, die Schilfblüten silbriger. Lorbeeren, die im Herbst noch so prächtig blühten, verewigen ihren letzten Duft in Kernen, unzählige Kampfer legen ihre alten Blätter ab und duften mit hervorkommenden Sprösslingen. Die Ulmen knospen ... In der Kälte glänzt die Flora stolz mit Wohlgerüchen. Wuhan duftet, die Pökelwaren Fleisch, Fisch und Rüben der zahllosen Haushalte locken. Das Jahresende in Wuhan ist dem Frühling zuliebe so feierlich und ertragreich wie selten in anderen Provinzhauptstädten, die ich fast alle kenne. Es ist ein Geschenk der Natur: Um diese Zeit trifft hier der sibirische Wind aus dem hohen Norden auf den Föhn von Tanggula. Der Sonnenschein wird durch die Kälte noch klarer, die Pflanzen, Gewässer, Böden und alle Dinge erfahren hier einen wunderbaren Wandel. In guten Jahren schneit es bald nach dem Winterfest, große weiche Flocken fallen, vereinen alles, ohne jedoch aufdringlich zu werden. Zwei, drei Tage später lacht schon wieder die Sonne, und alles wird trocken. Die aufgehängten Beizwaren



## Kateřina ČERNÁ

### Notizen an einem Valentinstag

**14. Februar 2014, 06.38 Uhr**

Sugar is sugar, tea is tea,  
I love you, do you love me?  
Who sent this Valentine,  
Sent this pretty Valentine to me?

Ein simpler Vierzeiler, ausgesucht für die Kinder in der Schule. Wir werden Valentinstagskarten basteln.

Ich kann nicht essen, ich kann nicht schlafen, ich weine und ich vermisse dich.

Die Englischstunde erscheint mir wie Hohn: Mit einem schmerzenden Herz über Liebe sprechen, Schokolade, Rosensträuße und Herzen zeichnen – wie eine Strafe, die ich für mich selbst ersonnen habe.

Aber genug gejammert. Die Stunde läuft bestimmt gut, und ich freue mich darauf, später von dir zu hören!

**12.47 Uhr**

Du hast mir nicht geschrieben.

Das Vermissen hat noch nicht aufgehört.

Ich denke über unser Telefonat vor zwei Tagen nach.

Zwischen uns sind ein weiter Weg und Kälte. Du sagst,

du müsstest dich schützen und frierst deine Gefühle ein.  
Wenn dir danach ist, taust du sie wieder auf.

Wovor schützt du dich?

Ich habe Angst vor unserer Begegnung nächste Woche.  
Ich habe Angst vor den eingefrorenen Gefühlen und dem  
Warten, das es braucht, bis deine Gefühle wieder auf Nor-  
maltemperatur sind.

Vielleicht bin ich auch nur paranoid, und alles ist in bes-  
ter Ordnung.

Ich weiß auch nicht.

Die Sonne scheint zum ersten Mal seit Wochen wieder.  
Fast frühlinghaft ist es. Ich sollte nach draußen gehen, einen  
Spaziergang machen, meinen Kopf frei bekommen. Dann  
sehe ich die Dinge bestimmt anders.

Also bis später.

## **15.21 Uhr**

Eigentlich mag ich Valentinstage nicht.

Immer habe ich gesagt, dieses künstliche Fest, nur, damit  
Blumenhändlerinnen und Süßigkeitenhersteller Umsätze machen.  
Wenn man einander mag, kann man das auch an jedem anderen  
Tag feiern. Wozu braucht es da ausgerechnet den Valentinstag?

Draußen gehen Männer mit in Papier eingewickelten  
Blumen zu ihren Frauen nach Hause. Die Auslagen sind mit  
roten Herzen aus Papier geschmückt, mit Sprüchen dekoriert  
– alles im Namen der Liebe. Blumenläden, die ihre Blumen  
anpreisen, erinnern die Männer daran, dass sie ihrer Liebsten  
noch nichts geschenkt haben.

## ZHANG Xin

### Ein Mädchen namens Nacht

Nachts Familie bestand aus lauter Akademikern. Ihr Großvater war ein angesehener Universitätsprofessor, hütete die Zither spielende Enkelin mit langen Beinen, Armen und zierlichem Hals wie ein Kleinod, das er überall mitnahm, und liebte nichts mehr, als mit der Enkelin in seinem Büro, umgeben von wandhohen Bücherregalen, über Gott und die Welt zu plaudern, zum Beispiel über ihren Geburtstag, die Nacht des Siebenten, um den sich viele Legenden rankten, die er alle erzählen konnte, selbstverständlich auch die wohl bekannteste über das Treffen vom Ochsenhirten und der Weberin auf der Schwalbenbrücke: Sieben Göttinnen kamen auf die Erde, legten ihre Federumhänge ab und badeten im See. Nach dem Bad fand die jüngste Göttin ihre rosafarbene Kleidung nicht mehr, konnte nicht mit den anderen in den Himmelspalast zurückfliegen und blieb zurück. Sie war die Weberin und der Regenbogen ihr Werk. Sie verliebte sich in einen Ochsenhirten und heiratete ihn. Er bestellte das Feld und sie webte. Beide schwelgten im Glück und bekamen einen Jungen und ein Mädchen. Das verärgerte den Göttervater Jadegott sehr und die Göttermutter holte die Weberin mit Zauberkraft in den Himmelspalast zurück. Der Ochsenhirte trug beide Kinder in zwei Körben und flog auf einem Ochsenfell seiner Frau nach. Die Göttermutter strich mit ihrer

Haarspange einmal durch die Luft und schuf damit die wogende Milchstraße, die dem Ochsenhirten den Weg versperrte. Er und seine Frau standen an beiden Ufern der Milchstraße und vergossen viele Tränen, die schließlich das Herz der Göttermutter erweichen ließen. Sie sagte zu der Weberin: »Gut. Wenn du es schaffst, die Milchstraße zu überqueren, erlaube ich euch ein jährliches Treffen in der Nacht des Siebenten.« Die Liebesgeschichte vom Ochsenhirten und der Weberin rührte die Schwalben sehr. Zu Millionen bilden sie seither Jahr für Jahr in der Nacht des Siebenten eine Brücke über die Milchstraße und ermöglichen dem Liebespaar das Treffen.

In China gilt die Nacht des Siebenten somit als Fest der Liebenden. Es ist zugleich auch das Fest der Geschicklichkeit, schön gekleidete Frauen nähen im Mondschein und bitten die Weberin auf der Schwalbenbrücke um herausragende Geschicklichkeit beim Weben und Sticken. In der Tang-Dynastie wurde das Fest auch am Kaiserhof begangen. Kaiser Xuanzong ließ ein eigenes Haus für das Fest erbauen und verteilte siebenlöchrige Nadeln und fünffarbene Fäden an seine Konkubinen, die im Mondschein um die Wette nähten und stickten. Die Siegerinnen wurden am Ende reichlich beschenkt. In der Song-Dynastie erfreute sich das Fest einer noch größeren Beliebtheit und zog ganz China mit allen sozialen Schichten in seinen Bann. Schließlich ging dieser Brauch auch auf Korea und Japan über. Aber nur die Wenigsten wissen – zu ihnen zählte natürlich Nachts belesener Großvater –, dass es an diesem Tag ebenfalls Sitte ist, Wäsche aufzuhängen und Bücher in die Sonne zu legen. Denn am 7. Juli

## Harald DARER

### Das Osterfest. Ein Deutungsversuch

Ostern ist zwiespältig, dachte ich mir. Der Unterschied zu der Version, die uns von offizieller Seite, also von der Kirche, und in meinem Fall in der Person des Religionslehrers Neuschmerz, der hauptberuflich Pfarrer war, warum und wie wir Ostern zu feiern hätten, erzählt wurde, und der, wie es dann in der Familie, mit Freunden und sogar in der Schule, wo man uns vorher noch das Gegenteil beigebracht hatte, tatsächlich gefeiert wurde, konnte und kann größer nicht sein. Kurz gesagt, gehen, gemäß der seinerzeitigen Version von offizieller Seite durch den Religionslehrer und Pfarrer Neuschmerz, dem Osterfest ein vierzigstägiger Wüstenaufenthalt, eine letzte gute Jause, die grausame Folterung, die ebenso grausame Ermordung und die anschließende wundersame Auferstehung des Gottessohnes voraus. Aus den genannten Gründen legt der Osterhase den Kindern am Ostersonntag, dem Tag der mutmaßlichen Auferstehung also, bunt angemalte Ostereier in ein Osternest.

Bei genauerer Betrachtung aber merkt man, dass die Ableitung und Zurechtrückung von christlichen Glaubens- und Grundsätzen in alltags- und festivitätstaugliche beziehungsweise kindgerechte Traditionen und Bräuche ebenfalls ein österreichischer Brauch ist. Schließlich fliegt auch zu Weihnachten, der Geburt des Gottessohnes, das Christkind,

wie es genannt wird, in der ärgsten Saukälte und nur mit einem dünnen Nachthemdchen bekleidet, zu jedem Kind nach Hause, um ihm ein Geschenk, das es sich vorher ausdrücklich wünschen darf, indem es seinen Wunsch auf einen Zettel schreibt und diesen Zettel zur Abholung durch das Christkind auf die Fensterbank legt, und von wo ihn das Christkind auch wirklich abholt, unter den Christbaum zu legen. Das Gute daran ist, dass man sich, auch wenn man nicht der christlichen Glaubensgemeinschaft angehört, trotzdem auf den Osterhasen und das Christkind freuen kann.

Ostern ist das wichtigste christliche Fest, ist also wichtiger als die Geburt des Gottessohnes, weil geboren werden viele, auferstehen nach dem Tod aber tun nur wenige. Analog zu der für das Christentum typischen Sichtweise auf das Leben als von Geburt an durchgängigen Leidensweg, bevor man durch den Tod erst in den Genuss des wahren, herrlichen und ewigen Lebens gelangt, beginnt der Countdown zum Osterfest zuerst einmal mit einer unangenehmen Durststrecke, wie man so schön sagt. Diese Durststrecke wird Fastenzeit genannt und dauert, beginnend mit dem Aschermittwoch, an dem man sich noch einmal traditionellerweise mit einem galligen Heringsschmaus den Bauch vollschlagen und den Kater vom vortägigen letzten Faschingsdienstagsbesäufnis (ebenso ein beliebter österreichischer Brauch) dämpfen darf, genau vierzig Tage. Gemäß der offiziellen Seite durch Pfarrer Neuschmerz entspricht das der Zeit, in der der Gottessohn in der Wüste gefastet und gebetet hat, und deswegen die Gläubigen in Erinnerung daran eben diese vierzig Tage fasten und beten sollen, beziehungsweise durch das Fasten,

## Marjana GAPONENKO

### Brief nach Sevastopol

Lieber Onkel,

es hat mein Herz gebrochen, dich, meinen einzigen Verwandten und die gute Seele meiner Kindertage, zurückzulassen. Obwohl ich weiß, du hättest die Reise, die ich auf mich genommen habe, mit deinen 82 Jahren nicht überlebt, mache ich mir Vorwürfe, dich nicht in einen Rollstuhl gepackt und in Sicherheit gebracht zu haben. »Einen alten Baum verpflanzt man nicht«, hast du gesagt. Von Gottvertrauen hast du zu mir gesprochen, du, der du gegen die Existenz Gottes immer ernsthafte Bedenken hattest. Ist es nicht verwunderlich, dass der Mensch in der größten Not, am Rande der Verzweiflung und im Angesicht einer alle Sphären des Lebens durchdringenden Enttäuschung, eine unerhörte Seelenruhe in sich und um sich ausbreiten kann? So behalte ich dich in Erinnerung: versonnen, in dich gekehrt, mild lächelnd und taub für den Lärm dieser Welt. Deine Entscheidung, in der Ukraine zu bleiben, ist für mich, lieber Onkel, keine Frucht der Resignation oder des Patriotismus. Was bist du für ein Patriot mit deinem Misstrauen gegenüber jeglicher Autorität? Selbst Gott willst du vermutlich aus diesem Grund nicht anerkennen. Du bleibst zurück, weil dir eine Minute der Selbstbestimmung teurer ist als mehrere geschenkte Jahre in der vermeintlichen Freiheit, unter welcher Flagge sie auch

immer zu finden ist. Was mich angeht, so fliehe ich nicht in mich hinein, sondern wahllos nach außen, hinaus in die Welt, ich fliehe unter dem Druck meiner Lebensenergie. In der Situation, in der sich unser Land befindet, kann ich diese Energie nur als Todesangst bezeichnen. »Du fliehst, weil du fliehen kannst, und damit basta!« Dass wir mit diesen Worten jemals voneinander Abschied nehmen würden, hätte ich niemals in meinem Leben gedacht. Ich hoffe sehr, dass dies kein endgültiger Abschied war, und dass ich dich eines Tages in naher Zukunft wiedersehen und in meine Arme schließen darf – auf dem Boden jenes Fleckchens Erde, das Menschen Heimat nennen. Ebenso hoffe ich, dass diese Zeilen dich erreichen werden, und dass du sie bei guter Gesundheit lesen kannst.

Ich schreibe dir aus Österreich, wo ich mich nach Stationen in Rumänien und Ungarn seit einigen Tagen aufhalte. Mein Quartier habe ich im malerischen Örtchen P... aufgeschlagen, um genau zu sein, im Gasthof Lebensfreude, wobei es mir zur Freude nicht zumute ist. Da ich den Flüchtlingsstatus habe, zahle ich für meine Unterkunft keine Kopeke und werde sogar zu meinem nicht geringen Staunen von der Pfarre mit Essen und, da es eine Weingegend ist, mit dem köstlichsten Wein versorgt. Du wunderst dich sicher, was eine Pfarre ist. Eine Pfarre ist so etwas wie ein Gläubigenverein auf einem abgegrenzten Gebiet mit einem Pfarrer als Vorsitzenden, der Menschen tauft, verheiratet und mit Würde unter die Erde bringt. Diese Einrichtung ist eine Art Filiale eines Bistums, das seinerseits auf den Papst in Rom hört. In unserer russisch-orthodoxen Kirche wird es sicher



**LI Hao**

## **Das Drachenbootfest und das Porzellan meines Vaters**

Mai im Norden: Die Hitze sickerte schon durch und mischte sich spröde in die Morgenfrische. Sie schwankte, wie die Sonne übrigens auch, zumindest in meinen Augen. Ich folgte zu Fuß meinem in Richtung Schule Rad fahrenden Vater, der mir aber unterwegs davonfuhr, mit guten Gründen freilich, die laut meiner Großmutter etwa darin bestanden, dass er zu tun hatte und außerdem noch zum Markt fahren musste, um Schüsseln zu kaufen. »Hör bitte auf zu weinen! Heute feiern wir das Drachenbootfest, ich mache dir Klebreisknödel!«, tröstete sie mich.

Klebreisknödel konnten mich nicht entschädigen, auch wenn sie sich in Fische verwandeln würden! Meine Enttäuschung steckte mir wie eine messerscharfe Fischgräte in der Kehle. Damals war ich klein, meine Mutter und meine Oma lebten noch.

Auf den Ulmenblättern flackerte Licht, der bittere Geschmack floss durch sie.

Bienen umtanzten

Dattelblüten und verliehen ihnen Leben.

Zwei Dattelbäume waren von emsigen Bienen umgeben, Punkte ließen sie gleich aussehen.

Vier flauschige Küken tummelten sich, unbeschwert und sorglos –

Omas Küken waren zu klein, um ihr als Zubrot zu dienen.

Auf den Ulmenblättern flackerte Licht, darunter fiel Schatten, der faule, gelbe Hund bewegte immer nur den Schwanz, um Fliegen zu vertreiben.

Der Hund gehörte Zhu, kam aber jeden Tag zu uns und döste im Schatten. Wir fütterten ihn nicht, Omas Verbot folgend, da man einen fremden Hund nie durch Füttern für sich gewinnen könne, alle Hunde Diebe seien und heimlich Küken fressen würden. »Du musst ihn immer im Auge behalten!«, schärfte sie mir ein.

An dem Tag war ich ja beleidigt und wollte Oma gar nicht gehorchen. Wenn ich mich nicht irre, forderte ich den Hund sogar unmittelbar danach boshaft auf: »Beiß sie alle tot, du räudiger Hund!« Ich warf den vier Küken etwas nach; sie schrakten kurz auf und pickten dann den Gegenstand neugierig an. »Du bist nie brav und machst immer nur das Gegenteil! Wenn ich vor Wut sterbe, dann kannst du frohlocken, du Teufelsbraten!« Omas Worte galten nicht nur mir, zwei Tage zuvor hatte sie mit meiner Mutter heftig gestritten. Meine Mutter gab nie nach und das dicke Buch Kampfphilosophie ging ihr in Fleisch und Blut über, gestand sie selbst.

Immerhin feierten wir jetzt das Drachenbootfest, immerhin war Feiertag! Es herrschte kurze Waffenruhe im langen Krieg zwischen ihnen, das Wortgefecht hörte rasch auf. Sie waren beide beschäftigt: Datteln kochen, Reis, Wasser und Schilfblätter bereithalten. Ob ein Opfertisch vorbereitet und Totengeld verbrannt werden sollte, darüber waren sie sich nicht einig. Meine Mutter erklärte kategorisch, zu diesem Fest gehörten nur Klebreisknödel zum Gedenken des Dich-

## Helwig BRUNNER

### »Der sendet Tau und Regen, und Sonn- und Mondenschein«<sup>1</sup>

Erntedank zwischen Kitsch und Kontemplation

#### I

Zu Beginn wollen wir eine Expertin zu Wort kommen lassen, die auf all dies einen unvoreingenommeneren Blick hat als wir. Erst unlängst hat sie ihr erstes Erntedankfest gefeiert. »Und dann haben wir den großen, runden Tisch in die Mitte gestellt und die Sessel rundherum aufgestellt, und dann hat jedes Kind sein Gemüse auf den Tisch gelegt.« »So, habt ihr gesehen, wie viele verschiedene Gemüsesorten es gibt?« »Ja. Und dann haben wir gesungen.« (Yolanda, viereinhalb Jahre)

#### II

„*If you understand life, you are misinformed*“, heißt es bei Paulo Coelho. Der zählt zwar nicht zu meinen Lieblingsautoren, spricht aber mit diesem Satz eine Lebenserfahrung an, die ich zumindest ex negativo teilen und bestätigen kann. Denn um der Fehlinformiertheit vorzubeugen, pflege ich einen kritischen

<sup>1</sup> Das Kirchenlied *Wir pflügen und wir streuen*, das besonders zum Erntedankfest verwendet wird, geht auf *Das Bauernlied* des norddeutschen Dichters Matthias Claudius zurück, das als Teil seines Textes *Paul Erdmanns Fest 1783* erstmals erschienen ist und dem der Titel dieses Textes entnommen ist. Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert erschien das Lied erstmals in offiziellen evangelischen Gesangsbüchern. Der Liedtext erfuhr wesentliche Umgestaltungen, er fand mit etwa zehn verschiedenen Melodien weite Verbreitung und Eingang in die Kirchengesangsbücher.

Umgang mit Informationen; und gleichzeitig verstehe ich, so will mir scheinen, das Leben oft tatsächlich nicht.

Zum Beispiel verstehe ich nicht, warum ich wertvolle Lebenszeit immer aufs Neue mit der Wiedererfüllung von Traditionsroutinen vergeuden soll, wie mir das von Kindesbeinen an nahegelegt worden ist. Damit will ich nicht sagen, dass ich keine Wertschätzung für Menschen hätte, die kenntnisreich und mit Hingabe Traditionen pflegen, aber ich für meinen Teil kann dem wenig Sinn abgewinnen. Und um Sinn geht es doch uns allen, nicht wahr?

Traditionen im Großen wie im Kleinen übernehmen bei uns Menschen, so erfuhr ich vor vielen Jahren in einer Vorlesung des 2003 verstorbenen Philosophen Ernst Topitsch, die Rolle abhanden gekommener Instinktfunktionen, sie ersparen uns, ständig neu über unser Verhalten nachdenken und Entscheidungen treffen zu müssen. Ich will aber ständig neu nachdenken und Entscheidungen treffen müssen, vielleicht nicht gerade über das Zubinden meiner Schuhe oder die Benützung von Messer und Gabel, aber sehr wohl über meine spirituelle Ausrichtung und zum Beispiel über meine Art, eine Haltung der Dankbarkeit einzunehmen, wenn ich das für angebracht halte. Offensichtlich zähle ich nicht zu der Zielgruppe, an die sich Traditionen in größerem Stil verkaufen lassen. Ich bin ein bekennender Kritiker dumber Traditionserfüllung und verbitte mir, seit ich als mündiger Mensch denken kann, jede Vereinnahmung durch traditionsbestimmte oder religiöse Verhaltensvorschriften. Man darf sich von mir also keine ungebrochene Würdigung des Erntedankfestes, kein Heile-Welt-Bild heimlicher Geborgenheit

## FANG Fang

### Der Duft des Mondes

Zhizi stand auf, setzte sich wieder aufs Bett und starrte vor sich hin. Es war hell und die Vögel zwitscherten. Zhizi wusste aber nicht, ob im Gezwitscher Freude oder Trauer war.

Ihr Vater kam, sich eine Krawatte umbindend, herein und fragte Zhizi: »Was wünschst du dir zum morgigen Mondfest?«

»Was soll ich mir zum Mondfest wünschen? Es gibt doch immer nur Mondkuchen«, erwiderte Zhizi.

»Es ist immerhin ein Festtag. Du kannst dir auch etwas anderes wünschen.«

Seit ihre Mutter nach einem Streit von Zuhause wegging, behandelte der Vater sie betont liebevoll, als ob er Gewissensbisse hätte.

»Ich wünsche mir den Duft des Mondes. Kannst du mir den Wunsch erfüllen?« Zhizi starrte ihn spöttisch an.

Ihr Vater blickte verwundert auf: »Was meinst du mit dem Duft des Mondes?«

»Ich weiß, dass du es nicht weißt. Du verstehst es nicht einmal, wenn ich es dir erkläre«, erwiderte Zhizi.

Ihr Vater war ratlos, zuckte mit den Achseln und sagte: »Mein IQ ist nicht hoch genug. Ich komme aber heute früher nach Hause und koche dir etwas Besonderes.«

»Wie du meinst. Mir ist es aber sowieso egal«, gab sich Zhizi gelangweilt.

Mit dieser Bemerkung ging sich Zhizi umziehen und Zähne putzen. Ihr Vater rätselte aber noch im Gehen: »Der Duft des Mondes? Was ist damit gemeint? Trotz meines reifen Alters habe ich den Mond noch nie gerochen.«

Zhizi hörte den Monolog und fand ihren Vater lächerlich. Aus dem zahnpastavollen Mund schrie sie in seine Richtung: »Bei deinem IQ wirst du es nicht einmal in hundert Jahren wissen!«

»Kann sein«, antwortete ihr Vater und schlug die Tür zu. Gleich darauf hörte sie das Auto starten.

Sie lief ans Fenster und sah ihren Vater wegfahren. Er fuhr allein und hatte nicht wie sonst Auto putzend auf Frau Du von der Nachbarstiege gewartet, die bei derselben Firma arbeitete und sonst immer bei ihm mitfuhr. Frau Du lachte oft ungeniert mit ihrem Vater und verärgerte Zhizis Mutter damit sehr. Er sagte dann immer: »Wir sind doch Arbeitskollegen. Was ist daran, wenn sie mitfährt? Die Autobusse sind doch immer überfüllt.« Seine Frau widersprach: »Fährt sie nur mit?« Eines Abends stritt Zhizis Mutter heftig mit dem Vater und ging am nächsten Tag zu den eigenen Eltern. Zhizi hörte ihren Vater am Telefon über Scheidung sprechen und war deprimiert. Nun fuhr Frau Du nicht mit und Zhizi war erleichtert. Sollte sie es ihrer Mutter mitteilen?

Zhizi ging in die zweite Klasse eines Unterstufengymnasiums und war sehr widerspenstig. In ihren Augen war die Welt der Erwachsenen ein Wirrwarr und bar jeder Logik. Sie sah nicht ein, warum die Erwachsenen einfache Dinge verkomplizierten und nicht einmal die Fähigkeit besaßen, zu zweit in Ruhe zu sprechen und miteinander auszukommen, und war verzweifelt.

## LONG Yi

### Kuchen zum Doppelneunfest

4. Oktober 1973, Donnerstag, zugleich 9. September im Bauernkalender, Doppelneunfest. Dongsijing-Straße / Siedlung Juan 9, Bezirk Hebei, Stadt Tianjin. Da war ich zwölf.

Eine Siedlung hatte den Vorteil: Es war immer etwas los. Wenn ich mich morgens auf den Schulweg machte, ging es im Hof schon lebhaft zu. Herr Zhang vom Südtrakt kletterte auf das Dach und harrte dort aus. Er sagte, seine Kinder seien Verbrecher und er wolle nicht weiterleben. Seine Frau schimpfte aufgeregt über die Schwiegertochter, die erst vor einem Jahr eingehiratet hatte: »Ein Sprichwort sagt: Geht eine frischgebackene Ehefrau innerhalb von drei Jahren zum Doppelneunfest zu den eigenen Eltern, dann stirbt die Schwiegermutter. Willst du, dass ich sterbe?« Die Schwiegertochter gab nicht nach: »Ich habe gerade einen Anruf bekommen und muss meine Mutter ins Spital bringen. In welchem Jahrhundert leben wir denn, warum bist du immer noch so abergläubisch? Willst du dafür öffentlich angeprangert werden?« Der älteste Enkel von Herrn Zhang, der Hässliche, sprang ebenfalls herum und hatte alle Hände voll zu tun.

Herr Zheng vom Osttrakt, Balladenerzähler von Beruf, tröstete Herrn Zhang: »Du Baustellenleiter bist ein Lakai der Kapitalisten, selbst wenn du jetzt in den Himmel steigst, wird

aus dir immer noch kein Werktätiger. Hör bitte auf, komm runter und verbringe ein schönes Fest.« Zhang erwiderte: »Doppelneun ist ein Tag des Bösen, in der Höhe kann ich ihm leichter ausweichen; mein Schatz, am Nachmittag gehe ich in die Firma und steigere die Produktivität, indem ich kritisiert werde. Dämpfe mir bitte Doppelneunkuchen.« Meister He, ein LKW-Fahrer, lehnte mit verschränkten Armen an der Tür und schaute zu: »Was, es gibt sogar Doppelneunkuchen mit Braunzucker? Euch geht's gut!«

Als ich das Wort Doppelneunkuchen hörte, lief ich schnell zu Herrn Professor Jin in den Nebenhof, der gerade mit seiner Frau herauskam. Professor Jin trug eine blaue Arbeitsuniform und hielt in den kohlschwarzen Händen einen Proviantbehälter aus Aluminium. Als Rechtsabweichler wurde er in die Fabrik geschickt und arbeitete dort als Kesselheizer. Bei ihm lernte ich gerade malen. Seine Frau trug hellgraue Wollkleidung und blanke Lederschuhe, die Haare waren sorgfältig gekämmt. Ich sagte zu ihr: »Ich kann Ihnen das Ding wohl heute Nachmittag vorbeibringen, wovon Sie zuletzt sprachen.« Sie nickte. Professor Jin seufzte: »Meine Brüder steigen in die Höhe und stecken Kornelkirschen in die Haare, dabei fehlt doch einer.« Ich lachte: »Sie sagten, Kornelkirschen aus Zhejiang sind die besten, wir haben keine hier in Tianjin und können für das Fest nur welche aus der Apotheke besorgen.«

Ich eilte nach Hause, Familie Zhang stritt sich noch immer. Ich fragte Meister He: »Soll ich Ihnen den emaillierten Kupferdraht heute Abend vorbeibringen?« Der fesche He lachte verschmitzt: »Was du brauchst, habe ich in Hülle und



## Milena Michiko FLAŠAR

### Allerseelen

Er weiß nicht, warum er hier ist. Er hat hier niemanden zu betrauern. Die Namen, die er im Vorübergehen liest, wecken in ihm keine Erinnerung und trotzdem liest er sie, einen nach dem anderen, als ob es gelte, jemanden wiederzufinden.

Die kalte Luft treibt ihm Tränen in die Augen. Man könnte meinen, er weint. Und tatsächlich ist ihm zum Weinen zumute. Danach, um irgendeinen Menschen zu weinen, den er nicht kennt. Sein Schritt ist langsam, hier und dort bleibt er stehen. Aus der Ferne gleicht er einem Grabmal, einem weinenden Engel.

Er hat Blumen gekauft. Goldgelbe Astern. Und wenn man ihn fragen würde, für wen, er wüsste darauf keine Antwort zu geben. Er trägt sie vor sich her wie eine leuchtende Fackel, und es tut gut, denkt er, etwas in der Hand zu halten, sich an etwas festzuhalten, was lebendiger ist als er. Denn wozu es verschweigen, an einem solch stillen, stillen Ort? Dass ihn beinahe nichts mehr am Leben hält, beinahe alles in ihm gestorben ist. Inmitten der Stille möchte er es hinausrufen. Dass er der Tod ist, der leibhaftige. Der letzte Atemzug. Das letzte Röcheln. Zum Rufen aber fehlt ihm die Kraft. Er flüstert es bloß.

Seine Stimme. Wie Papier, schwarz umrandet.

Er versucht, sich an seine Stimme zu erinnern, so wie sie damals war, als Kind. Aber mit welcher Anstrengung auch immer, es mag ihm nicht gelingen. Was er von ihr behalten hat, sind tonlose Bilder. Wohl hat er vor Freude geschrien, ist klagend aus manchem Traum erwacht, hat gejubelt, gewimmert, getobt und gelacht, doch der jeweilige Klang ist vor Langem verhallt, und was geblieben ist – wenigstens das – ist eben dieses Verhalten. Dem nachzulauschen, vielleicht ist er deshalb hierhergekommen, an diesem Tag, welcher alle Seelen noch einmal zum Klingen bringt. Hier auf dem Friedhof will er wieder Kind sein, unsterblich. Sich erinnern und wieder vergessen. Von einem Augenblick zum nächsten. Nichts wissen. Nur ahnen. Von einem Jetzt hin zum anderen. Wenn er das könnte – er schaut in den Himmel – er würde leichteren Schrittes von dannen gehen. Sich kein einziges Mal mehr umdrehen ---

--- und gehen.

Er glaubt, sich an seinen ersten Schrei zu erinnern, so oft hat man ihm davon erzählt, wie er mit blauem Gesicht, noch blutverschmiert, nach einer Ewigkeit, endlich, losgebrüllt hätte. Und er glaubt, sich an die warme Brust seiner Mutter zu erinnern, an den süßlichen Geschmack von Milch. Wie sie ihn hochgenommen hat, ihren Sohn, den Erstgeborenen. Sich gewünscht hat, es möge ihm nur Gutes widerfahren. Auf diese Art, denkt er, bekommt ein jeder seine Geschichte erzählt, die Geschichte, die ihn für den Rest seines Lebens ausmachen wird. Noch hört er seine Mutter raunen, sie, die

**TANG Yiming**

## **Fest der Hungergeister: Gedanken und Erinnerungen**

Heute ist das Fest Zhongyuan, der 15. Juli im Bauernkalender, das Neujahr der Geister im Volksmund.

Als Kind hörte ich die Erwachsenen in meiner alten Heimat Folgendes erzählen: An diesem Tag öffnet sich wohl früh morgens das Tor der Unterwelt, der Gott des Jenseits beurlaubt alle Geister für einen Tagesausflug ins Diesseits zwecks Geld- und Geschenkbeschaffung. Daher sollen wir lebenden Menschen Geschenke und Geld bereithalten, damit die Geister, unsere verstorbenen Verwandten also, sie jederzeit abholen können. Da wir zahllose tote Verwandte haben und sie alle zu beschenken uns überfordern würde, beschenken wir nur mehr die engsten Verwandten im Jenseits: die seligen Eltern, Großeltern und höchstens noch die Urgroßeltern, dazu kommen noch unsere minderjährig verstorbenen Geschwister, denn sind diese erst volljährig von uns gegangen, obliegt es ihren eigenen Kindern, sie zu beschenken.

Die Bauern sind anständig oder bieder beziehungsweise dumm. Es ist alles dasselbe. Jedenfalls glauben sie an Götter und Geister. »Ein Meter über dem Kopf des Menschen wachen schon die Götter«, sagen sie oft. »Fürchtest du bei solchen Sünden nicht etwa, dass dir Kinder verwehrt werden?«, belehren sie die Jugendlichen. »Ach, das darf ich nicht ma-

chen, denn ein Meter über dem Kopf des Menschen wachen schon die Götter«, warnen sie sich selbst. Deshalb sind die Bauern mit diesem Fest voller Ehrfurcht beschäftigt. Fromm bereiten sie Imbisse und Obst vor, vor allem aber Geld natürlich, das Totengeld heißt und aus rauem Papier gemacht wird.

Beim Herstellen von Totengeld sind die Bauern voller Pietät. Ich kann mich bis heute erinnern, wie mein Onkel Totengeld erzeugte. Ja, die Bauern erhielten das Geld nicht von der Bank, die es auf dem Land damals nicht gab, auch nicht aus Geschäften, sondern sie machten es selbst: Sie legten einen Stapel raues Papier auf einen Holzhackttisch, der sehr robust und stabil war und keine Schnitte fürchtete, und schnitten mit einem halbrunden Meißel Muster heraus, fertig war das Totengeld. Dabei durfte man nicht trödeln, sondern musste mit einem Hammer fest auf den Schaft des Meißels schlagen, um ihn ganz durchzubekommen. Das heißt, der ganze Stapel musste durchgemeißelt werden, damit aus jedem Blatt Geld wurde. Papier ohne durchlochtetes Muster war nur Papier und wertlos für die Geister, unsere verstorbenen Verwandten.

Die Bauern sind anständig oder bieder beziehungsweise dumm. Es ist alles dasselbe, wie gesagt. Ich weiß noch, sie machten das Geld ohne Wertangaben, natürlich kümmerte es sie auch nicht, ob es sich um die chinesische oder die amerikanische Währung handelte. Im Vergleich zu ihnen sind die Zeitgenossen in Wuhan viel klüger, die ich gestern Abend bei der Totengeld-Opferung im Jiangtan-Park beobachtet habe. Auf dem modernen Totengeld werden Werte, wie

**Thomas STANGL**

**Ich fürchte, ich bin geboren**

(Der Martinsumzug)

Ich werde also vom Hermannslied erzählen und von den Tieren, von den Tieren im Lied, die wie Kinder sind, aber vor allem natürlich von den Kindern, in dieser oder jener Zeit.

Für die meisten hat der Martinsumzug keine Bedeutung, Jahre oder Jahrzehnte lang habe ich nichts von diesem Fest gemerkt; oder beinahe nichts: Wenn ich mich zufällig rund um den 11. November am späten Nachmittag, wenn es, um diese Jahreszeit, schon dunkel ist, auf die Straße verirrte, waren mir sicherlich die Zwerge und die Lichter aufgefallen, sicherlich habe ich die alten und niemals ganz vergessenen Melodien wahrgenommen, die für mich immer die eines einzigen Liedes waren: *Sonne, Mond und Sterne, ich geh mit meiner Laterne und meine Laterne mit mir*. Manchmal hat sich in seinen letzten Jahren mein Vater, wahrscheinlich im November, wenn er vom Balkon aus auf die an der Kirche vorbeimarschierenden Kindergartenkinder schaute, daran erinnert, dass ich, dreißig, fünfunddreißig Jahre davor, eines dieser Kindergartenkinder war, vielleicht in einem Wunsch, damals wäre die Zeit stehen geblieben. Der Sohn auf immer das kleine Kind mit leuchtenden Augen, und nicht irgendein Erwachsener. Ein einziges Mal ist dieses Kind beim Umzug mitgegangen: Ganz vage habe ich selbst die Aufregung von

damals noch im Gedächtnis, die Verwirrung, das Leuchten, das Herumstehen und das Gehen zwischen den anderen Kindern (oder ist es längst die Erinnerung meines Vaters, die jede eigene Erinnerung ersetzt hat?). Zwerge mit ihren Mützen, kleine Kinderstimmen: *Oben leuchten die Sterne und unten, da leuchten wir. Ich geh mit meiner Laterne und meine Laterne mit mir.*

Die Zeiten, in denen die Tage Heiligen zugeordnet waren, sind längst vergangen. Auf den Kalendern sind diese Namen noch eingezeichnet, aus den Köpfen längst verschwunden, mit ganz wenigen Ausnahmen wie gerade noch, der Kinder und eines traditionellen Gänseessens wegen, der 11. November. Der Martinstag markiert sicherlich den Winteranfang, den Beginn der dunklen Jahreszeit; und markierte über Jahrhunderte auch den mit einem letzten Festmahl begangenen Beginn einer Fastenzeit. Der Zusammenhang mit dem Heiligen Martin von Tours, der, wie ich in Wikipedia lese, am 11. November 397 begraben wurde, ist den verschiedenen mit diesem Tag verbundenen Festen nicht mehr allzu deutlich anzumerken, und – so wie beim Weihnachtsfest und allen anderen einst christlich geprägten Festen – ist dieser Verlust in Wahrheit auch egal, weil es immer um etwas anderes geht, das Fest an sich das Wichtige ist, nicht das religiöse Rundherum. Angeblich aber wurde der Leichnam des Heiligen Martin mit dem Boot in einer Lichterprozession von Candes, wo er verstorben war, über die Loire nach Tours überführt. Dieses Totenbegängnis wiederholen also in den Straßen und Gassen der deutschen und österreichischen Städte seit Jahrhunderten die kleinen Kinder.

## HAO Yuxiang

### Eine Nacht in den Bergen

Ich kann nicht mehr sagen, wie lange es her ist. Es war wohl um das Jahr 1990, als die Beziehungen zwischen Taiwan und Festlandchina wieder aufgenommen wurden, auch die Landreformen waren eine jung beschlossene Sache und der Wandel steckte noch in den Kinderschuhen. Alles war neu und nur vage erkennbar. Rückblickend staune ich sehr über die unaufhaltsame Vergänglichkeit dieser bewegenden Zeit.

Ich war mitten im Masterstudium an der Universität Taiwan und just im Alter der Neugier und des fehlenden Durchblicks. Meine Masterarbeit behandelte das Nuo-Theater, ein auf dem Land, insbesondere an der Südgrenze Chinas weit verbreitetes Volkstheater mit Masken. Recherchen zeigten, das Nuo-Theater existierte schon zu Konfuzius' Lebzeiten, stand oft in enger Verbindung mit religiösen Riten, kam bei den sozialen Unterschichten sehr gut an und galt als lebendes Fossil der chinesischen Theaterkunst. Im Rahmen meiner Masterarbeit machte ich mit meinem Professor in den Dörfern der Provinzen Guangxi, Yunnan, Guizhou und Zhejiang Feldstudien, am längsten und intensivsten aber in Fujian wegen seiner geografischen und kulturellen Nähe zu Taiwan.

Um das Frühlingsfest herum bereisten wir Fujian einen ganzen Monat lang von Süd bis Nord, nutzten die Theater-

saison aus und untersuchten 13 Regionaltheatergattungen vor Ort, die in verwandter Form auch in Taiwan existierten. Tag und Nacht schauten wir Theateraufführungen an, bis uns die Augen schmerzten und wir nur mehr Lichter sahen, die auf der dunklen Bühne herumflitzten. Den Inhalt weiß ich heute nicht mehr, die einzige Ausnahme bildete die Aufführung beim Laternenfest, die ein nachtschwarzes Loch in mein Gedächtnis grub und mich nach so vielen Jahren immer noch erschauern lässt.

Es trug sich wohl in einem kleinen Dorf der Region Putian in Fujian zu, an dessen Berge und steinige Serpentinafen wir längst gewöhnt waren. Unser Kleinbus schaukelte so, als wäre er ein kleines Boot im endlosen Sog der rauen See. Wir Mitreisenden schlummerten fest, um uns herrschte strenge Einöde und Finsternis, die Fenster waren wie mit einem schwarzen Tuch verhüllt. Ohne Sicht hatte man umso mehr das Gefühl: Das Auto war wie von Geistern gebannt und konnte sich nicht von der Stelle rühren.

Beim Abendessen hatte ich besonders viel mit den Funktionären von Putian getrunken und konnte den Alkohol kaum vertragen. Es stieß mir sauer auf und ich wälzte mich am Sitz. Plötzlich rief einer: »Wir sind da!« Ich sprang auf und sah einige dunkelrote Laternen in der rabenschwarzen Nacht auftauchen und wie Irrlichter schnell auf uns zukommen. In der Nähe nahm ich unter den Lampions erst Kindergesichter wahr, die rot leuchteten und uns schüchtern zulächelten. Sie hatten schon lange gewartet.

Die Tür ging auf, ein Mann, wohl der Dorfvorsteher, stieg zu uns in den Bus, rieb sich die Hände und lachte mit